



Salopp im Auftreten, wortgewaltig im Reden: Uruguays Präsident Mujica hält das Recht auf Marihuana, Abtreibung, Homo-Ehe weder für links noch liberal, sondern nur für vernünftig. FOTO: LUIZ MAXIMIANO/LAIF

VON PETER BURGHARDT

Montevideo – Uruguays Präsident kommt vom Feld zum Interview geschlurft, er ist von Beruf Blumenzüchter. José Mujica streckt einem zur Begrüßung den rechten Unterarm entgegen, die Hände sind nicht ganz sauber. „Zu viel Wasser, die Pflanzen vermodern“, nuschelt er. „Der Klimawandel ist ein Fakt.“ Im Nieselregen hat Mujica an diesem Morgen Unkraut zwischen seinen Tomaten und Chrysanthemen gejätet. Ein erdiger Start in einen Regierungstag und in dieses Gespräch über das Leben, über Politik, Drogen und die Welt.

Anzug und Krawatte braucht man für das Treffen nicht, José alias Pepe Mujica legt auf solche Schnörkel keinen Wert. Er ist 78 Jahre alt, melancholisch, leicht gebückt und trägt einen grauen Schnauzbart. Seine Füße stecken in Sandalen. Seine Stimme und seine Art erinnern entfernt an den österreichischen Schauspieler Hans Moser. Neben ihm humpelt sein dreibeiniger Hund Manuela.

Er bittet unter einen Baum, von dem noch ein paar feine Tropfen fallen. Als Stuhl dienen zwei aufeinander gelegte Obstkisten. Ein flaches Bauernhaus mit rauhen Mauern und türkisfarbenem Wellblechdach ist zu sehen, am Eingang stehen Blumentöpfe, Milchflaschen, Schubkarre und ein Hühnerstall. In diesem Kleinbauernidyll wohnt der Staatschef der Republik Uruguay. Drinnen sitzt vor Bücheregalen seine Frau Lucia Topolansky, die früher wie er in der Guerrilla und im Gefängnis war und jetzt Senatorin ist.

Der Hausherr kennt die Wirkung dieser Exotik. Journalisten besuchen ihn viel lieber in der Pampa von Rincón del Cerro außerhalb von Montevideo als in der verspiegelten Präsidentschaftszentrale im Zentrum der Hauptstadt.

Zur internationalen Attraktion wird der Anführer dieses kleinen südamerikanischen Landes derzeit zwar vor allem, weil Uruguay als erste Nation unter staatlicher Aufsicht Marihuana anbaut und verkaufen will. Ein Sonderfall der Weltpolitik ist der kauzige Veteran aber auch deshalb, weil er sich so wunderbar anders benimmt als die meisten Menschen an der Macht.

Mit seiner Guerilla raubte er einst Banken und Transporte aus – und verteilte die Beute an die Armen

Argentinien's Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner belegt in Buenos Aires auf der anderen Seite des Río de la Plata ein halbes Stadtviertel hinter Mauern und lässt sich am Wochenende gerne im Präsidenten-Jet zu ihrem Privatchalet nach Patagonien fliegen. Viele Kollegen residieren in Palästen mit Hofstab, Protokoll und roten Teppichen.

„Monarchische Reste feudaler Republiken“, spottet José Mujica. „So was bringt die Politik in Verruf. In Demokratien sollen die Regierenden das Volk repräsentieren, aber die meisten Leute leben nicht wie die Regierenden. Wenn du in der Politik die Verbindung mit dem Volk verlierst, dann hast du verloren.“ Mujica und seine Frau wohnen seit 28 Jahren in dieser Hütte, drum herum gehören ihnen 25 Hektar Blumen und Gemüse. Ihr rustikaler Stil überzeichnet fast noch die Gewohnheiten der 3,2 Millionen Menschen, die in Uruguay leben. Sie trinken Mate, den herben Tee aus

ausgehöhlten, mit Leder ummantelten Kürbissen, der durch eine Röhre aus Metall gesogen wird.

In einem Vorschlag auf Mujicas Farm parken ein Traktor und ein hellblauer VW Käfer, Baujahr 87, den er immer noch selber fährt. Chauffiert wird der oberste Uruguayer zu offiziellen Anlässen in einem Opel Corsa. Er fliegt im Zweifel Economy, und 90 Prozent seines Gehalts von 12 500 Dollar spendet Mujica. Ihm bleiben 1250 Dollar, „mehr als genug“.

Geld und Luxus sind ihm ernsthaft egal, er besitzt auch kein Bankkonto und keine Kreditkarte. „Ich zahle in bar. Ich will nicht das Finanzsystem gewinnen lassen, das ist das Gift der Welt.“ Und bewacht wird das kinderlose Ehepaar Mujica-Topolansky von zwei Polizisten am Schotterweg um die Ecke. Leibwächter sind für ihn hauptsächlich dazu da, „die Mächtigen vom Volk zu trennen“. Wen es treffen solle, den treffe es ohnehin.

Der frühere Rebell kennt sich da aus, sechs Kugeln schossen Polizisten vor vier Jahrzehnten in seinen Körper. Mujica zeigt die Narben am Bauch, der Tod war ihm mehrfach nahe. Er macht eine Pause und sagt langsam: „Ich werde nicht müde zu sagen: Lebe so, wie du denkst. Sonst wirst du irgendwann so denken, wie du lebst.“

Stimmt es, dass er der ärmste Präsident der Welt ist? Mujica zitiert Seneca: „Arm ist, wer viel braucht. Ich will so wenig Gepäck wie möglich. Was wir vor allem brauchen, ist Zeit. Zeit für Dinge, die wir mögen und die uns antreiben.“ Freunde, Familie, Garten, Bücher. „Wozu soll ich Geld anhäufen. Du kannst nicht in einen Laden gehen und fünf Jahre kaufen.“

Seine Erkenntnisse wuchsen außer auf diesen Wiesen vor allem in uruguayischen Gefängniszellen. Anfang der Sechzigerjahre gehörte Mujica zu den Gründern und Kommandanten der Stadtguerilla Tupamaros. Sie waren Marxisten, Maoisten, Anarchisten, sie wollten die klassenlose Gesellschaft. Ihre Gegner waren Großgrundbesitzer, Ausbeuter, Kleptomane, autoritäre Politiker – und natürlich: die USA. Als Vorbilder dienten Helden wie Che Guevara, Fidel Castro und Mao, Mujica hat sie alle getroffen.

Die Insurgenten raubten Banken und Transporte aus und verteilten die Beute an die Armen. Sie überfielen den Schweizer Schießverein in Montevideo und ein Theater und eroberten als Requisiten verwendete Mausegewehre und Uniformen, aber es wurde auch gebombt, geschossen und entführt. Die Tupamaros wurden mit ihrem Untergrundkampf so berühmt, dass sie anfangs der später wesentlich grausameren RAF in Deutschland als Vorbild dienten.

José Mujica erinnert sich daran, wie Volkswagen sich mit ihnen schmücken konnte: „Selbst die Tupamaros in Uruguay fahren Käfer“, lautete ein bekannter Spruch, und es stimmte, denn Käfer ließen

sich gut stehlen und fielen nicht auf. „VW hat uns für die Werbung nie bezahlt“, sagt Mujica. „Herrlich dieser Kapitalismus, drückt überall Saft raus.“ Er lacht.

Bald war der Kampf vorbei. Mujica wurde angeschossen und eingesperrt. Er konnte dreimal fliehen, einmal aus dem Gefängnis von Punta Carretas in Montevideo, das heute ein Einkaufszentrum ist. Nach jeder Flucht wurde er wieder erwischt, schließlich verbrachte er von 1972 an 13 Jahre in Einzelhaft. Ein Militärregime erstreckte derweil den letzten Widerstand.

Zur Premiere fuhr er mit dem Moped zum Parlament. Der Portier hielt ihn für einen Boten

Manchmal war der Gefangene so einsam, dass er im Kerker den Ameisen lauschte. „Die Ameisen schreien, probieren Sie es aus“, sagt Mujica. „Wir können einiges von den Ameisen lernen. Die sind viel älter als wir und gehen vernünftiger mit ihrer Spezies um. Die haben sich keine so gefährliche Zivilisation geschaffen wie wir.“

Frei kam Mujica erst 1985, als die Diktatur endete. Danach zog er auf einen noch kleineren Hof als diesen und mit seiner ebenfalls freigelassenen Partnerin dann hierher. Sie verkauften ihre Chrysanthemen und Tomaten auf Märkten und machten friedliche Politik. Mujica wurde Abgeordneter des Links-Bündnisses Frente Amplio, Breite Front. Zur Premiere fuhr er 1995 mit dem Moped zum Parlament. „Blei-

ben Sie lange?“, fragte der Portier, er hielt ihn für einen Kurier. „Ich hoffe, ja“, antwortete Mujica. 2004 stellten die Linken erstmals den Präsidenten, den Krebsarzt Tabaré Vázquez. Der machte den populären Mujica zu seinem Landwirtschaftsminister. 2010 gewann Mujica die Wahl für die Nachfolge, obwohl ihn seine konservativen Gegner in jeder Hinsicht für ungeeignet hielten.

So wurde der Guerillero und Gärtner mit Mitte siebenzig Präsident Uruguays, seine Minister für Inneres und Verteidigung sind ebenfalls geläuterte Tupamaros. Seine Karriere gehört zur Zeitenwende in Lateinamerika, wo statt finsterner Tyrannen oder korrupter Parteigänger auch der frühere Koka-Bauer Evo Morales in Bolivien oder die ehemaligen Folteropfer Dilma Rousseff in Brasilien und Michelle Bachelet in Chile regieren.

„Das ist eine Botschaft an die Jugend“, sagt Mujica, während ein Rudel bellender Hunde vorbeisart. „Steh immer wieder auf. Der Mensch ist ein starkes Tier.“ Vögel zwitschern, Grillen zirpen. Es riecht würzig und frisch.

José Mujica schaut auf den Rasen. Früher, sagt er, dachten sie, es gebe einen gerechten Krieg, nämlich ihren gegen die Oligarchie. Es war eine andere Zeit, Kommunismus gegen Kapitalismus, die Doktrin des bewaffneten Kampfes gegen Imperialisten und Unterdrücker. Die Utopie der Revolution. Inzwischen ahnt er: „Es gibt keinen gerechten Krieg, weil die Kosten immer die Schwächsten bezahlen.“ Balkan, Afghanistan, Irak. „Krieg hat keinen Sinn, man muss andere Wege finden. Aber wir

sind weiterhin Gefangene der Dummheit.“ Da kann ein bisschen Erfahrung nichts schaden. Kürzlich vermittelte Mujica bei den Friedensverhandlungen zwischen der kolumbianischen Farc-Guerilla und Kolumbiens Regierung auf Kuba. In Havanna empfing ihn auch der greise Fidel Castro. Jetzt nimmt Uruguay Entlassene aus Guantanamo auf. Und vor allem probiert Uruguay das mit dem Marihuana aus.

Demnächst dürfen registrierte Landsleute bei offiziellen Stellen bis zu 40 Gramm Cannabis im Monat erwerben oder die Sträucher für den eigenen Bedarf selbst züchten. Der Staat will Plantagen betreiben, wahrscheinlich auf abgesperrtem Militärgelände, das gab es noch nie.

Verkauft werden soll das Gewächs entweder in Apotheken oder an noch sichereren Adressen. Damit sollen Kunden und Angebot kontrolliert werden, statt das Geschäft wie bisher der Mafia zu überlassen. Denn deutlich schlimmer als ein Joint, so der Präsident, ist der geheime, verbotene Handel mit Joints.

Die Schlacht gegen das Rauschgift ist katastrophal verloren, wer mag das noch bestreiten bei all den Erschossenen und Geköpften in Mexiko, Kolumbien oder Rio de Janeiro. Auch die Gefängnisse des vergleichsweise harmlosen Uruguay sind voller Kleindealer, obwohl man hier schon längst privat kiffen darf. Dennoch blüht überall der Schwarzmarkt, und die Kartelle werden immer mächtiger. „Lateinamerika blutet und zahlt die sozialen Kosten, die USA machen die Gewinne“, sagt Mujica. „Die Repression hat versagt.“

Künftig will seine Regierung den Verbrechen die Gewinne streitig machen und für Prävention und Behandlung ausgeben, um Süchtige als Patienten zu behandeln – und nicht als Kriminelle.

Das sei wie beim Alkohol: „Wenn du zwei Whisky trinkst, dann weiß ich nicht, ob das gut oder schlecht ist“, sagt Mujica, „aber wenn du eine Flasche herunterstürzt, dann bist du Alkoholiker und brauchst Hilfe.“

Natürlich herrscht angesichts des Vorstoßes eine enorme Aufregung, weit über die Grenzen und Lager hinaus. Der *Economist* ernannte Uruguay zum Land des Jahres 2013, „wegen seines Rezepts für das menschliche Glück“. George Soros spendet für die Cannabis-Initiative eine halbe Million Dollar, mehrere Ex-Präsidenten loben ebenfalls das Projekt.

Deutsche Strafrechtsprofessoren schlagen Mujica für den Friedensnobelpreis vor und fordern eine Debatte auch in der Bundesrepublik. Die uruguayische Opposition dagegen jammert, Uruguay werde zum Kiffertreff. Die Vereinten Nationen wittern einen Verstoß gegen die Betäubungsmittelkonvention. „Die erste Marihuana-Republik der Welt“, schrieb die *New York Times*. „Es ist ein Experiment“, sagt José Mujica leise, seine Mundwinkel wölben sich zu

einem umgedrehten U. „Wir müssen sehr vorsichtig sein, aus der Praxis lernen, probieren, richtigstellen. Unsere Erfahrung soll ein Beitrag für die Menschheit sein.“

Sein Vorgänger Tabaré Vázquez, ein Onkologe, wollte dem Volk mit den weltweit gruseligsten Bildern auf Zigaretten-schachteln das Rauchen abgewöhnen. Mujica will den Umgang mit Drogen in eine neue Richtung lenken. Irgendjemand müsse anfangen, und ein kleines, relativ entwickeltes Land sei dazu besser geeignet als zum Beispiel das riesige Brasilien. Auch bei Themen wie Abtreibung oder Homo-Ehe gehört Uruguay in der katholischen Region zur Avantgarde.

José Mujica hält das alles weder für links noch für liberal, sondern für vernünftig: „Die Welt muss gewisse Dinge, die unabänderlich sind, akzeptieren.“

Auch über Kokain müsse man nachdenken, das eigentliche Problem. „Aber so weit kann ich nicht sehen.“ Idealerweise sollte die Welt bei Drogen einen gemeinsamen Plan aushecken, „doch das schaffen wir nicht mal beim Wetter“.

Beim UN-Umweltgipfel Rio +20 trat der Präsident und Blumenzüchter Mujica 2012 ans Pult und las der Versammlung die Leveten: „Wie viel Luft zum Atmen bliebe uns noch, wenn die Hindus genauso viele Autos pro Familie hätten wie die Deutschen?“, fragte der Mann aus Montevideo und schimpfte auf die „blinde Obsession“ für Wachstum und Hyperkonsum. „Entweder wir regieren die Globalisierung, oder die Globalisierung regiert uns. Unsere Krise ist politisch.“ Auf Youtube wurde seine Rede mehr als eine Million Mal angeklickt.

Voller Mitleid blickt er auf das mitgebrachte iPhone. Für ihn: unnötiger Elektromüll

„Du musst an die Politik glauben“, sagt der Atheist Mujica zum Abschluss. „An irgendwas muss man glauben, das war immer so. Wenn du nicht mehr an Gott glaubst und nicht an die Politik, dann bleibst du nur noch der Markt.“

Mit dem Markt hat er sich mit den Jahren widerwillig arrangiert, er will ihn nicht mehr bekämpfen. Nur zählen. Sollen sich die Schönen und Reichen im uruguayischen Seebad Punta del Este austoben, das stört ihn nicht. Aber die größten Banken sind in Uruguay wie gehabt staatlich, und das Vermögen ist ein bisschen weniger ungerecht verteilt als in der Umgebung. „Lasst euch das Leben nicht klauen, Konsum macht nicht glücklich“, predigt der Präsident. Dann blickt er mitleidig auf das iPhone, das diese Unterhaltung aufnimmt, für ihn unnötiger Elektromüll.

Am Ende noch ein Witz. „Wieso gab es in den USA nie einen Militärputsch?“ fragt José Mujica und strahlt. „Weil es dort keine US-Botschaft gibt.“ Washington galt in Lateinamerika früher als Wegbereiter rechter Staatsstreichs.

Elf Monate noch, im März 2015 läuft sein Mandat aus. Danach will er hier eine Gartenschule leiten. Ein Künstler hat aus seinen Chrysanthemen bereits ein Parfum namens „Pepe“ gepresst.

„Gesundheit, Bruder“, sagt Pepe Mujica zum Abschied und wendet sich mit seiner dreibeinigen Manuela wieder den Pflanzen zu, ehe der Blumenzüchter ein Jackett überzieht und in Uruguays Präsidentenbüro gefahren wird.

Happy

Er ist Blumenzüchter, 78 Jahre alt, und wohl der bescheidenste Staatschef der Welt. Zu Besuch bei Uruguays Präsident José Mujica, der auf einer Farm mit Büchern, Hühnern und einem dreibeinigen Hund lebt. Jetzt will er in seinem Land das Kiffen erlauben



José Mujica in seinem hellblauen Käfer. Er fährt ihn immer noch selber, zu offiziellen Anlässen wird er mittlerweile in einem Opel Corsa chauffiert. FOTO: AFP